

Käthe Trettin

Gibt es überhaupt Frauen?

Ein neuer Versuch, Simone de Beauvoirs klassische Frage zu beantworten

Obwohl in einer »natürlichen ontologischen Einstellung« (Husserl) wohl niemand daran zweifelt, daß es Frauen und Männer gibt, ist es gleichwohl fraglich, worauf sich das Prädikat »ist eine Frau« oder der Pluralbegriff »Frauen« bezieht. Ein Ergebnis der feministischen Forschung ist, daß es keine allgemeine Qualität der Weiblichkeit, kein universelle Eigenschaft des Frauseins gibt, sondern daß die Bedeutung der Geschlechtsprädikate von den soziokulturellen Interpretationen abhängig ist. Die daraus hervorgegangene bekannte Formel »Geschlecht ist eine soziale oder kulturelle Konstruktion« läßt aber mehr Fragen offen als sie beantwortet. Die genuin philosophische Auseinandersetzung mit diesen Fragen, die hier gefordert werden darf, ist ontologischer Art. Ich werde Grundzüge meiner ontologischen Theorie, die eine Version der Tropen-Ontologie ist, erläutern und dadurch auch die Titelfrage beantworten.

Bevor ich beginne, möchte ich vergegenwärtigen, in welchem Kontext Simone de Beauvoir die Frage »Gibt es überhaupt Frauen?« formuliert hat. Ich zitiere deshalb drei kurze Passagen aus der Einleitung zum 1. Buch von *Le Deuxième Sexe*.

Ich habe lange gezögert, ein Buch über die Frau zu schreiben. Das Thema ist ärgerlich, besonders für die Frauen; außerdem ist es nicht neu. Im Streit um den Feminismus ist schon viel Tinte geflossen, zur Zeit ist er fast beendet: reden wir nicht mehr davon. Man redet aber doch davon. Es scheint auch nicht ge-

rade, als hätten die Sottisen, die im Laufe des letzten Jahrhunderts in dicken Wälzern niedergelegt worden sind, das Problem im Grunde erhellte. Besteht hier übrigens ein Problem? Und welches ist es denn? Gibt es überhaupt Frauen? Sicher hat die Theorie vom Ewigweiblichen noch ihre Anhänger; sie flüstern einander zu: »Selbst in Russland bleiben sie noch Frauen«; aber andere Leute, die es ganz genau wissen – es sind manchmal sogar dieselben –, seufzen: »Die Fraulichkeit geht verloren, es gibt keine Frauen mehr.« Man weiß nicht mehr recht, ob es noch Frauen gibt, ob es sie immer geben wird, ob man es wünschen soll oder nicht, welche Stellung sie auf dieser Welt einnehmen und welche sie einnehmen sollten. (...)

Wenn es heute keine Weiblichkeit mehr gibt, so hat es niemals eine gegeben. Soll das heißen, daß dem Wort »Frau« kein Inhalt mehr entspricht? Das ist jedenfalls die energisch vorgebrachte Behauptung aller Anhänger der Philosophie der Aufklärung, des Rationalismus, des Nominalismus: Frauen wären demnach unter den menschlichen Wesen nur solche, die man willkürlich mit dem Worte »Frau« bezeichnet: besonders die Amerikanerinnen bekunden gern die Meinung, die Frau als solche gäbe es nicht; empfindet sich eine Hinterwäldlerin gleichwohl dort noch als Frau, so geben ihr ihre Freundinnen den Rat, sich analysieren zu lassen, um sich von dieser Zwangsvorstellung zu befreien. (...)

Tatsächlich aber genügt es, mit offenen Augen um sich zu blicken, um festzustellen, daß sich die Menschheit in zwei Kategorien von Individuen teilt, die durch Kleidung, Gesicht, Körper, Lächeln, Gang, Interessen und Beschäftigungen offenkundig voneinander unterschieden sind: vielleicht sind diese Unterschiede nur auf der Oberfläche vorhanden, vielleicht sind sie dazu bestimmt, wieder zu verschwinden. Sicher ist aber, daß sie im Augenblick sehr greifbar existieren (Beauvoir 1951, 8f).

Welche Anforderungen müsste demnach eine philosophische Antwort auf Simone de Beauvoirs Frage erfüllen, wenn sie zufriedenstellend sein will? Ich denke, es sind drei Anforderungen. Erstens muß die Antwort ontologischer Art sein, denn es wird ja nach dem Sein von Frauen als Frauen gefragt. Zweitens sollte die Antwort phänomenologisch adäquat sein. Da wir in einer »natürlichen ontologischen Einstellung« (Husserl 1922) wohl kaum daran zweifeln, dass es Männer und Frauen gibt, müsste die theoretisch mögliche Antwort »Nein, es gibt keine Männer und Frauen« zusätzlich erklären können, warum wir vorthoretisch keine Sekunde daran zweifeln. Der Nominalismus hätte zum Beispiel ein solches zusätzliches Explikationsproblem. Eine dritte Anforderung an die Antwort betrifft die Berücksichtigung von Kontingenz und Kontext. Das heißt, die Antwort sollte ihre Allgemeinheit aus der kontingenten und konkreten Situation jeder einzelnen Frau, so sie denn existiert, gewinnen. Gesucht ist also nach einer ontologischen Antwort, die sich der phänomenologischen Adäquatheit sowie der Berücksichtigung von Kontingenz und Kontext des konkret Existierenden verpflichtet fühlt.¹

1. Die feministische Kritik an Ontologie

Die gegenwärtige Diskussion innerhalb der feministischen Philosophie – und man darf ergänzen: in weiten Bereichen der non-feministischen Philosophie – ist allerdings geprägt von der Überzeugung, daß ontologische und metaphysische Untersuchungen obsolet seien. Mehr noch, ontologische Bestimmungen werden oft als Hauptquelle eines antifemistischen Denkens angesehen. Diese skeptische Haltung zeigt sich sehr deutlich (1) in einem weit verbreiteten Anti-Essentialismus, (2) einem ebenso weit verbreiteten Anti-Biologismus, sowie (3) der These, daß das Geschlecht eine soziale und kul-

turelle Konstruktion sei. Die Zurückweisung metaphysischer und naturwissenschaftlicher Bestimmungen des Geschlechts zusammen mit der Annahme eines sozialen Konstruktivismus bilden das »Kernargument« des feministischen Anti-Essentialismus (vgl. Witt 1995). Zugleich wird durch dieses Argument der Schluß nahe gelegt, daß alles, was man über die Beziehung von Ontologie und feministischer Philosophie sagen könne, gesagt und das Thema ein für allemal vom Tisch sei.

Dieser Schluß ist jedoch falsch. Erstens ist der sogenannte Anti-Essentialismus selbst eine ontologische These. Sie bestreitet nicht, daß es überhaupt etwas gibt, also irgendeine *entia*, sondern sie bestreitet nur die Existenz von *essentia*.² Zu sagen, daß es kein weibliches Wesen oder daß es keine natürliche Weiblichkeit gebe, ist somit eine ontologische Aussage und als solche offen für weitere Diskussionen. Falsch ist also die implizite Gleichsetzung von Essentialismus mit Ontologie überhaupt, oder anders gesagt, aus einem Anti-Essentialismus folgt kein Anti-Ontologismus. Zweitens ist der soziale oder kulturelle Konstruktivismus keine magische Waffe gegen ontologische Überlegungen, obwohl dies in der feministischen Literatur oft so aufgefaßt wird. Was sind schließlich soziale Fakten? Niemand kann z.B. die soziale Tatsache leugnen, daß Frauen in der Regel mehr arbeiten und weniger verdienen als Männer, aber ist diese Tatsache dadurch weniger real, daß sie »bloß« ein soziales Konstrukt darstellt? Oder ist, beispielsweise, die mormonische oder muslimische Praxis, junge Mädchen an ältere Männer zu verheiraten, Männer, die sie noch nicht einmal kennen oder die sie nicht mögen, kein *factum brutum*, selbst wenn dieses Faktum von einer bestimmten kulturellen Konstruktion des Geschlechts abhängt? Der Konstruktivismus, der sich darauf konzentriert, Essentialismus und Biologismus zurückzuweisen, hat somit die Tendenz, die

kontingente Realität sozialer und kultureller Fakten herunterzuspielen und zu verharmlosen.³

Wie jeder philosophische Konstruktivismus ist auch der Geschlechtskonstruktivismus eine Spielart des Antirealismus, der in der feministischen Philosophie zu dem bekannten Dilemma führt: Wenn es keine Frauen gibt, verliert der Feminismus seine Geschäftsgrundlage. Wenn es hingegen Frauen gibt, muß man ein möglicherweise essentielles, zumindest aber universelles Weibliches voraussetzen. Beides ist nicht akzeptabel. Das Dilemma kann jedoch leicht behoben werden. Ich halte den Antirealismus für nicht überzeugend, den Universalismus für nicht zwingend und die Frage nach essentiellen und akzidentellen Bestimmungen nicht für eine primäre Frage.⁴

Nach diesen einleitenden Bemerkungen dürfte deutlich geworden sein, daß ich die Ontologie als ein wichtiges Gebiet der Philosophie erachte, auch im Hinblick auf feministische Fragestellungen. Genauer gesagt, möchte ich zeigen, wie man zwei notorische Probleme des Feminismus lösen kann, wenn man eine bestimmte ontologische Theorie, nämlich die Tropen-Ontologie, anwendet.

Das erste Problem nenne ich das *Individualitätsproblem*. Wenn man davon ausgeht, daß individuelle Personen sich in diversen Hinsichten voneinander unterscheiden und daß jede Person im Laufe ihres Lebens und gemessen an ihrer besonderen Lebenssituation unterschiedliche Eigenschaften aufweist, wie gut begründet ist dann die Auffassung, diese individuellen Merkmale als allgemeine Eigenschaften zu rekonstruieren? In anderen Worten, kann die allgemeine Qualität der Weiblichkeit, im Deutschen normalerweise durch das Prädikat »eine Frau« oder »weiblich« charakterisiert, der je individuellen Feminität, etwa von Elfriede, Indira, Gertrude und Madame Curie tatsächlich gerecht werden? Das Individualitätsproblem eröffnet somit die argumentative Möglichkeit, die An-

nahme von Universalien, in unserem Fall von Gender-Universalien, zu bestreiten. Wer also Individualität und Differenz ernst nimmt, wird einen *Eigenschafts-Partikularismus* in Erwägung ziehen.⁵

Das zweite Problem nenne ich entsprechend das *Universalitätsproblem*. Man ist damit konfrontiert, sobald man das Individualitätsproblem verläßt. Denn, angenommen, dieses Problem ist gelöst und jede hat ihr besonderes persönliches Geschlecht. Wie kommt man dann zu einem allgemeinen Begriff der Frau? Gibt es nunmehr keine Gemeinsamkeiten zwischen Elfriede Jelinek, Indira Gandhi, Gertrude Stein und Madame Curie? Ist man gezwungen, Simone de Beauvoirs Frage »Gibt es überhaupt Frauen?« mit einem lakonischen »Nein« zu beantworten, bloß weil man befürchtet, bei einer positiven Antwort allgemeine Eigenschaften, wie etwa das Weibliche, als real anerkennen zu müssen? Die Antwort, die ich vorschlagen möchte, lautet: »Ja, es gibt tatsächlich Frauen«, aber die Existenz von Frauen oder die Referenz des Pluralbegriffs »Frauen« setzt keine universelle Qualität der Weiblichkeit voraus. Die Lösung des Universalitätsproblems wird nicht durch ein Identitäts-, sondern durch ein Ähnlichkeitskonzept bereitgestellt. Worauf sich der generische Ausdruck »Frau« und der Pluralbegriff »Frauen« bezieht, ist eine *Ähnlichkeitsklasse*: die Klasse der individuellen weiblichen Qualitäten.

2. Tropen-Ontologie

Was ich vorschlage, ist eine partikularistische und realistische Theorie, die u.a. eine allgemeine Explikation von Geschlechtsdistinktionen und Geschlechtsähnlichkeiten ermöglicht. Diese Theorie nenne ich eine *Ontologie individueller Qualitäten* und sie ist eine Version der *Tropentheorie*. Der exotisch anmutende Ausdruck »Trope« wurde 1953 durch den Harvard-Philosophen Donald C. Williams in sei-

nem Essay »On the Elements of Being« in die Philosophie eingeführt. Spätestens seit der australische Philosoph Keith Campbell (1990) die Ideen von Williams in seinem Buch *Abstract Particulars* aufgenommen und weiter ausgearbeitet hat, wurde der zunächst unbeliebte Ausdruck »Tropen« als ontologischer Terminus akzeptiert.⁶ Ein wesentliches Merkmal der Tropen-Ontologie ist, dass Eigenschaften (Akzidentien, Attribute) nicht als Universalien, sondern als Partikularien oder Individualien konstruiert werden. So sind z.B. die Eigenschaften Schön, Gut, Gerecht, Dreieckig, Blau nicht als allgemeine, sondern als individuelle Eigenschaften aufzufassen.

Dies bedeutet eine Revision der klassischen Auffassung, die von Aristoteles ausgehend im Mittelalter und der frühen Neuzeit ihren Höhepunkt erlebte und bis heute weit verbreitet ist. Sie hat zwei Versionen. Beiden gemeinsam ist, daß sie zunächst zwei Basiskategorien unterscheiden: Einzelgegenstände (Sokrates, dieser Tisch, jener Ball) und allgemeine Gegenstände (klug sein, viereckig sein, blau sein). Der Unterschied zwischen beiden Versionen bezieht sich auf die Frage: Können allgemeine Gegenstände in der gleichen Weise existieren wie Einzelgegenstände? Die einen sagen, »ja, es gibt Universalien. Sie sind real«. Dies sind die so genannten Realisten. Die anderen sagen, »nein, Universalien sind keine Dinge in der Welt, sie sind bloß Namen, *nomina*«. Dies sind die so genannten Nominalisten. Dieser Streit ist alt, war besonders heftig in der Hochscholastik (12./13. Jahrhundert) und ist bis heute keineswegs entschieden, wenngleich der Nominalismus seit dem 17. Jahrhundert (mit seinen rationalistischen und empiristischen Strömungen) bis heute die vorherrschende Richtung ist.

Revidiert wird durch die Tropentheorie aber nicht nur die Universalienauffassung, sondern auch die Individuenauffassung. In der klassischen Theorie – sei sie realistisch oder nominalistisch – hat man

Individuen (z.B. Aristotelische erste Substanzen) als selbständige Entitäten ausgezeichnet und ihnen u.a. die Aufgabe zugewiesen, die als unselbständig aufgefaßten Universalien zu exemplifizieren, zu instantiieren und dadurch zu individualisieren. So exemplifiziert Sokrates die allgemeine Eigenschaft der Klugheit, dieser Tisch das Universale Viereckigkeit und jener Ball die Farbe Blau genau dann, wenn die Sätze »Sokrates ist klug«, »Dieser Tisch ist viereckig« und »Jener Ball ist blau« wahr sind. Rekonstruiert man die Eigenschaften jedoch als Tropen, d.h. als partikuläre oder individuelle Qualitäten, bedürfen sie keiner individualisierenden Kategorie. Die Tropen-Ontologie revidiert somit auch die Auffassung von den Einzelgegenständen. Die Substanz erscheint nicht mehr als ultimative Kategorie des selbständig Existierenden, sondern als eine analysierbare Entität, die kategorial ersetzbar ist. Substanzen oder Objekte wie Sokrates, dieser Tisch und jener Ball sind rekonstruierbar als kohärente Komplexe oder Bündel von individuellen Qualitäten. Mit einem Wort: Einzeldinge sind Tropenkomplexe.

Vielleicht sollte ich noch erwähnen, daß eine echte ontologische Theorie es nicht dabei bewenden lassen kann, ein oder zwei Kategorien durch eine andere zu ersetzen. Interessant wird eine solche Theorie erst dann, wenn man den gesamten Bereich dessen, was es gibt und möglicherweise geben kann, aus den Basiskategorien rekonstruiert. Um dies zu tun, ist – wie ich anfangs erwähnte – das Prinzip der phänomenologischen Adäquatheit zu beachten. Da es zu unseren vorthoretischen Intuitionen gehört, daß es solche Dinge wie Männer und Frauen gibt, sollte jede gute Ontologie einen allgemeinen theoretischen Rahmen zur Explikation dieses Sachverhalts bereitstellen. Um zu zeigen, daß die Tropen-Ontologie geeignet ist, einen solchen Rahmen zur Verfügung zu stellen, werde ich zunächst einen kurzen Abriß der tropenontologischen Struktur in sechs Punkten präsen-

tieren (vgl. ausführlicher Trettin 2000a) und anschließend eine interessante Lösung des vorhin erwähnten Universalitätsproblems diskutieren, die von der australischen Philosophin Natalie Stoljar (1995) vorgeschlagen wurde. Ihrem Ansatz zufolge ist der Begriff »Frau« ein »cluster term« (ein Gruppen- oder Kollektionsbegriff), der sich auf eine Ähnlichkeitsklasse bezieht. Da die Tropentheorie ebenfalls mit Ähnlichkeitsklassen operiert, ist ein kurzer Vergleich sinnvoll. Ich denke, daß Stoljars Theorie verbessert werden kann, wenn sie Tropen als konstituierende Bestandteile ihrer Cluster anerkennt.

3. Tropenstruktur

a) Tropen als elementare Individuen: Eine Trope ist eine individuelle Qualität. Ihre Individualität besteht darin, daß sie einfach, unteilbar und einzigartig ist, obwohl sie anderen Individuen sehr ähnlich sein kann. Die Qualität einer Trope besteht darin, daß sie »irgendwie« ist, daß sie eine gewisse Natur hat. Wenn also eine Rot-Trope einer anderen Rot-Trope ähnlich ist, liegt das daran, daß jede einzelne dieser Tropen die individuelle Rote ist, die sie ist. Mit Campbell (1990) halte ich die Individualität von Tropen für primitiv und nicht weiter analysierbar.

b) Tropen als elementare Konstituenten: Tropen sind die konstitutiven Bestandteile dessen, was es gibt und möglicherweise geben kann. Diese Behauptung lässt sich folgendermaßen erläutern: (1) Tropen konstituieren den Bereich der Realität. Wenn Tropen existieren, dann existiert eine reale Welt. (2) Tropen konstituieren den Bereich der Möglichkeit. Wenn Tropen existieren und somit eine reale Welt konstituieren, konstituieren sie zugleich diejenige mögliche Welt, die realisiert wurde, und unrealisierte Möglichkeiten der realisierten Welt. Existierende Tropen konstituieren also die reale

Welt sowie mögliche Welten und somit einen maximalen Bereich des Seins.

c) Existenz von Tropen: Die erste Relation, die eine Trope manifestieren kann, ist diejenige, »irgendwo« zu sein. Wenn man dieses Irgendwo als eine mögliche Welt charakterisiert, so kann man sagen: jede Trope t hat eine Relation R_E zur Welt w . Die Existenzrelation ist eine interne Beziehung der Trope zu einer möglichen Welt. Sie läßt sich auch als Welt-Überlappung charakterisieren. Eine Trope t existiert genau dann, wenn sie eine Welt w überlappt.

d) Koexistenz von Tropen: Koexistierende Tropen sind diejenigen Tropen, die die gleiche Welt überlappen oder die gleiche Region okkupieren. Man sagt auch, koexistierende Tropen sind »kompräsent«. Die formalen Eigenschaften der Kompräsent sind Reflexivität, Symmetrie und Transitivität. Ein bestimmter Ball ist z.B. ein Komplex kompräsent Tropen, wobei uns die Gestalt-Tropen und die Farb-Tropen am leichtesten zugänglich sind. Zu beachten ist, daß dieser Ball nichts *anderes* ist als der Tropenkomplex, er ist ein Qualitätsbündel – und sonst nichts. Zwei Probleme sind mit der Koexistenz oder Kompräsent verbunden. (1) Wie ist es zu erklären, daß sich manche Tropen nicht zu einem Komplex verbinden können? (2) Wie ist es zu erklären, daß Tropen, die sich sehr wohl zu einem Komplex verbinden könnten, sich nicht notwendigerweise verbinden müssen?

Die erste Frage verlangt nach einer Erklärung dafür, warum es beispielsweise keinen Tropenkomplex aus einer Kreis-Trope und einer Quadrat-Trope gibt. Die Antwort wird durch das *Prinzip der Kompossibilität* gegeben. Er besagt, daß Tropen kompossibel sind, wenn ihre Kompräsent widerspruchsfrei möglich ist. Dieses Prinzip formuliert allerdings nur eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung dafür, daß Tropen in

einem Komplex koexistieren, indem die Fusion von inkompatiblen Tropen ausgeschlossen wird. Es beantwortet nicht die zweite Frage, nämlich: was bringt kompossible Tropen dazu, sich in einem kontingenten Komplex zu vereinigen? Gefragt ist somit nach einem *Prinzip der Verbindung oder Vereinigung*, das zugleich der Kontingenz Rechnung trägt. Es läßt sich folgendermaßen formulieren: Kompossible Tropen *a*, *b* und *c* bilden eine Tropenkomplex genau dann, wenn es mindestens eine Trope *x* gibt, die zu einer Ähnlichkeitsklasse *K* gehört, und *x* verursacht die Vereinigung von *a*, *b* und *c*. Dieses Prinzip ist ein Kausalitätsprinzip.⁷ Es besagt, daß eine Tropenverbindung notwendigerweise durch mindestens eine Trope bewirkt wird. Das Prinzip besagt jedoch nicht, daß jede Trope eine solche Verbindung bewirkt. Ob eine Trope als Ursache auftreten kann, ist abhängig von ihrer Natur, ihrer individuellen Qualität, einerseits, und den Tropen in ihrer Umgebung, andererseits. Dadurch wird erklärbar, daß Tropen sich nicht zwangsläufig in einem riesigen Cluster verdichten müssen, sondern sich in eine Mannigfaltigkeit von Komplexen ausdifferenzieren können wie z.B. die unterschiedlichen Dinge und Lebewesen in unserer Welt.

e) *Ähnlichkeit von Tropen*: Ähnlichkeit ist die Grundbeziehung zwischen Tropen. Sie wird bestimmt von der jeweiligen individuellen Qualität, die jede einzelne Trope *ist*. Man kann sich die Ähnlichkeit als eine Skala von 0 bis 1 veranschaulichen. Tropen, die extrem von einander verschieden sind, haben eine Null-Ähnlichkeit. Tropen, die sich ähneln, tendieren zum Ähnlichkeitswert 1, der als ein Grenzwert aufzufassen ist. Es kann nicht zwei Tropen geben, die sich »exakt« ähnlich sind, obwohl wir die Neigung haben, sehr ähnliche Qualitäten als gleiche Qualitäten aufzufassen. Ähnlichkeit ist formal eine reflexive und symmetrische Relation. Um zu entscheiden, ob sie tran-

sitiv oder intransitiv ist, betrachten wir ein Beispiel.

Angenommen, die Sätze »Aspasia ist klug« und »Hypatia ist klug« sind wahr, das heißt, sie werden wahr gemacht durch die Existenz von Klugheitstropen, die vom Komplex mit dem Eigennamen Aspasia und vom Komplex mit dem Eigennamen Hypatia inkludiert werden. Zweifellos haben diese Klugheitstropen, nennen wir sie *k1* und *k2*, eine Ähnlichkeit. Mit Aristoteles taucht eine weitere Klugheitstrophe auf, *k3*, derart, daß *k2* und *k3* ähnlich sind. Ist damit auch auf die Ähnlichkeit von *k1* und *k3* zu schließen? Intuitiv scheint dies keine Schwierigkeiten zu bereiten, denn es geht hier ja nicht um die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit ganzer Tropenkomplexe, die Aspasia, Hypatia und Aristoteles jeweils sind, sondern um je eine individuelle Qualität, die diese Komplexe mitkonstituieren. Unter der Voraussetzung, daß Ähnlichkeit nicht Gleichheit oder »strict likeness« ist, scheint der formalen Bestimmung der Ähnlichkeit als einer transitiven Beziehung nichts im Weg zu stehen. Macht man diese Voraussetzung allerdings nicht und konzipiert stattdessen Ähnlichkeit als sogenannte »strict likeness«, wäre vermutlich Intransitivität angemessener. Ich möchte mich hier nicht festlegen, tendiere aber eher dahin, Ähnlichkeit von Tropen formal als transitive Relation zu bestimmen. Ähnliche Tropen bilden Ähnlichkeitsklassen. Mit Ähnlichkeitsklassen werden allgemeine oder universale Qualitäten rekonstruierbar.

Ein notorisches Problem der Ähnlichkeitsrelation ist das Regressproblem. Es besteht darin, daß die Ähnlichkeitsbeziehungen, etwa zwischen den Tropen *a*, *b* und *c*, wiederum ähnlich sind und auf jeder Stufe neue Ähnlichkeitsrelationen generieren, ad infinitum. Ich kann dieses Problem hier nicht ausführlich diskutieren und beschränke mich auf zwei Bemerkungen. (1) Es gibt meines Erachtens keine Gefahr eines infinitiven Regresses,

wenn man nicht so etwas wie »Ähnlichkeitstropen« annimmt, und dazu gibt es keinen Grund. Daß eine Rot-Trope einer anderen Rot-Trope ähnlich ist, bedeutet nicht, daß hier eine zusätzliche Ähnlichkeitstrope in die Welt gesetzt wird. Wenn Tropen sich ähneln, tun sie dies aufgrund der individuellen Qualitäten, die sie sind, und nichts wird diesem Faktum hinzugefügt. Mit anderen Worten, die Ähnlichkeitsstruktur wird unmittelbar durch die Tropen selbst gegeben. (2) Man könnte einwenden, daß bereits die Rede von »Relationen« dazu verpflichtet, sie als Entitäten anzuerkennen, und somit auch eine Ähnlichkeitsrelation *sui generis* zu akzeptieren. Dazu ist zunächst zu sagen, daß dies in der Tat eine starke linguistische Forderung an eine Ontologie darstellte. Nicht alle sprachlichen Phänomene repräsentieren ontologische Kategorien. Aber ich glaube nicht, daß dies den eigentlichen Einwand ausmacht. Es wird vielmehr nahegelegt, daß eine Tropenstruktur, sei es die Koexistenz in einem Komplex, sei es die Kollektion von Tropen in Ähnlichkeitsklassen, notwendig einer kategorial anderen Entität bedürfen, die diese Strukturen herstellt. Zwar hat dieser Einwand *prima facie* durchaus seine Plausibilität, aber er läßt sich abweisen. Das wesentliche Argument besteht darin, daß Relationen in einer Tropen-Ontologie, zumindest in der hier skizzierten Version, keine ontologische Aufgabe haben. Dabei ist es unerheblich, ob man unter Relationen Universalien oder Partikularien versteht. Tropen sind aufgrund der individuellen Qualitäten, die sie sind, intern disponiert, sich auf gewisse andere Tropen zu beziehen, sei es, daß sie kompatibel sind, sei es, daß sie ähnlich sind. Sie bedürfen keiner verbindenden Entitäten, die solche Strukturen realisieren. Daher sind Relationen in einer Tropen-Ontologie kategorial entbehrlich.

f) *Identität von Tropen und Tropenkomplexen*: Die Identität von Tropen läßt

sich mereologisch definieren.⁸ Wenn Trope *x* Teil von Trope *y* ist, und *y* Teil von *x*, dann ist *x* identisch mit *y*. Mit anderen Worten: Tropen sind die ultimativen Teile, also selbst nicht teilbar, also im Falle der Identität sogenannte »unechte« Teile voneinander. Echte Teile sind Tropen nur von Tropenkomplexen. Und als solche sind sie die Individuatoren und Identifikatoren komplexer Gebilde. Das Leibniz-Prinzip gilt, wenn man das gewöhnliche Modell von individuellen Dingen und allgemeinen Eigenschaften tropentheoretisch reformuliert.

Prinzip der Identität der Ununterscheidbaren: Für alle Komplexe *X* und alle Komplexe *Y*: wenn *X* aus den Tropen *T* und *Y* aus den Tropen *T* besteht, dann ist *X* identisch mit *Y*.

Prinzip der Ununterscheidbarkeit der Identischen: Für alle Komplexe *X* und alle Komplexe *Y*: wenn *X* identisch ist mit *Y*, dann bestehen *X* und *Y* aus den gleichen Tropen *T*.

4. Kritik am Ähnlichkeitsnominalismus

Die Tropen-Ontologie schlägt also vor, alles was es gibt und möglicherweise geben kann, aus der Basiskategorie der individuellen Qualität zu rekonstruieren. Die drei strukturbildenden Relationen sind intern und daher nicht als weitere Kategorien einzuführen. Mit der Existenz von Tropen rekonstruieren wir die reale Welt und mögliche Welten, mit der Koexistenz von Tropen erhalten wir Objekte und Personen, mit der Ähnlichkeit von Tropen kommen wir zu allgemeinen Qualitäten.

Eine Person, zum Beispiel Gertrude Stein, wäre demzufolge eine hochkomplexe Struktur von Tropen. Wenn man nun ein weitverbreitetes feministisches Attributionsschema zugrundelegt, müßte man sagen, daß Gertrude wahrscheinlich folgende Kategorien exemplifiziert oder instantiiert hat: nämlich die Kategorien Frau, Weiß, Mittelschicht, Berufstätig,

Lesbisch. Rätselhaft bleibt allerdings erstens, wie solche Exemplifizierungen oder Instantiierungen grundsätzlich funktionieren sollen, also was Gertrude Stein ohne diese (und andere) Attribute ist, und zweitens, ob wir es überhaupt mit einer realen Person zu tun haben, falls die Attribute rein nominalistisch zu verstehen sind, also nichts Reales meinen. Aus einer tropentheoretischen Perspektive können diese Rätsel gelöst werden. Daß Gertrude Stein eine Schriftstellerin, eine Frau und eine Lesbierin war, um nur drei der Attribute herauszugreifen, könnte in zwei Schritten rekonstruiert werden.

1. Schritt: Ein gewisser Tropenkomplex, nämlich Gertrude Stein, inkludiert neben vielen anderen zumindest eine Schreib-Trope, eine XX-Chromosomen-Trope, eine Ich-Trage-Gern-Mächtige-Kleider-Trope, eine Radcliffe-College-Studier-Trope sowie eine Ich-Liebe-Frauen-Trope. 2. Schritt: Alle diese koexistierenden und sich überlappenden Tropen, die teilweise die Person Gertrude Stein konstituieren, gehören unterschiedlichen Ähnlichkeitsklassen an. Die Klasse der Schreib-Tropen wird etwa diejenigen Schreib-Tropen von Ernest Hemingway und Virginia Woolf enthalten. Schwieriger ist die Weiblichkeitsklasse. In meinem Beispiel werden drei Tropen genannt, eine biologische, eine soziale, eine kulturelle. Frage: wie ähnlich sind die eigentlich? Warum sollte beispielsweise die Ich-Trage-Gern-Mächtige-Kleider-Trope eine Weiblichkeitstrobe sein? Gibt es nicht Frauen, die gar keine Kleider tragen, nicht einmal winzige, während katholische Priester und indische oder nordafrikanische Männer noch mächtigere Gewänder tragen? Und wie steht es mit der Ähnlichkeit zwischen einer XX-Chromosomen-Trope und dem Studium an einer bestimmten Universität?

Ich verschiebe die Diskussion dieser Sache für einen Augenblick, um zunächst Klarheit über Gertrudes Liebestropen zu gewinnen. Ihre besondere Eigenschaft,

Frauen zu lieben, gehört sicherlich zu einer Ähnlichkeitsklasse, die man normalerweise lesbisch nennt. Nun war Picasso, ebenso wie Stein, ein großer Freund der Frauen, aber es würde zumindest komisch klingen, wenn man Picassos Zuneigung zu Frauen als lesbisch kategorisierte. Können wir es also bei nur einer Ähnlichkeitsklasse von Liebestropen bewenden lassen? Ich denke, man muß mindestens vier Subklassen zugeben, wovon drei Klassen sexuelle Liebestropen versammeln, nämlich eine homosexuelle, eine lesbische und eine heterosexuelle, sowie eine nonsexuelle oder geschlechtsneutrale Subklasse, die solche liebenden Gefühle versammelt, die man etwa für sein Kind, seine Großmutter, für den Terrier Oskar oder für Gott und Göttin hegt. Die Liebestropen der Gertrude Stein würden demnach den beiden Subklassen der lesbischen und der geschlechtsneutralen Tropen angehören, während diese wiederum Mitglieder der gesamten Ähnlichkeitsklasse der Liebestropen sind. Diese Rekonstruktion setzt allerdings eine gute Antwort auf zwei Fragen voraus: Was macht einen Tropenkomplex wie z.B. Gertrude Stein zu einer Frau? Und was macht einen Tropenkomplex wie z.B. Pablo Picasso zu einem Mann?

Ich komme also auf die schwierige Frage nach der Ähnlichkeitsklasse von Weiblichkeitstropen zurück und möchte dabei auf einen Vorschlag eingehen, den Natalie Stoljar gemacht hat.

First, the concept of woman is a »cluster term«; i.e., there is a cluster of different features in our concept of woman and in order for an individual to satisfy the concept, it is sufficient to satisfy enough of, rather than all and only, the features in the cluster. Secondly, the type »woman« is a type in virtue of the resemblance structure which obtains among individual members of the type (Stoljar 1995, 282f.).

Diesen Vorschlag nennt sie »resemblance nominalism«, also *Ähnlichkeitsnominalismus*. Der Begriff »Frau« wird nicht als homogener Begriff aufgefasst, sondern als ein »cluster term«, der sich aus verschiedenen Aspekten zusammensetzt. Ein Individuum muß nun, Stoljar zufolge, nicht alle Aspekte aufweisen, um unter diesen Begriff zu fallen, aber *genügend*. Zweitens ist der Typus »Frau« ein Typus aufgrund der Ähnlichkeitsstruktur, die zwischen den Exemplaren des Typus besteht.

Was für Elemente sind in Stoljars Cluster-Begriff »Frau« enthalten? Sie nennt vier: (1) biologische Sexualmerkmale wie XX-Chromosomen, (2) phänomenologische Merkmale (wie es ist, sich als Frau zu fühlen, etwa bei Menstruationskrämpfen und beim Gebären), (3) soziale Merkmale, wie Habitus und Kleidung, und (4) Fremd- und Selbstzuschreibungen wie, eine Frau genannt zu werden und sich selbst so zu bezeichnen. Wie vielen dieser Merkmale oder Merkmalsklassen muß nun ein Individuum entsprechen, um als Frau zu gelten? Stoljar (1995, 284) meint, es müßten mindestens drei sein. Das bedeutet z.B., daß die biologischen Sexualmerkmale keine notwendige Bedingung dafür abgeben, eine individuelle Frau zu sein.

Ich finde Stoljars Ansatz interessant, habe aber zwei Einwände. Erstens erscheint mir ihre Bestimmung des Begriffs »Frau« als vierdimensionales Cluster sowie ihre Entscheidung, daß die Erfüllung von drei Dimensionen ausreichend sei, um als Frau zu gelten, einigermaßen willkürlich. Zweitens, und dies ist gravierender, kann Stoljar – wie übrigens jede Nominalistin – *nicht* explizieren, daß es tatsächlich Frauen gibt. Sie setzt mysteriöse »Individuals« voraus, »Exemplare«, die rein nominalistische Attribute »erfüllen« müssen, anstatt solche Individuen aus ihren individuellen Eigenschaften oder Qualitäten zu rekonstruieren. Ihre nominalistische Neigung, die sie übrigens mit vielen Philosophen

teilt, ist auf dem Hintergrund der feministischen Diskussion zwar verständlich – gefürchtet wird offenbar der Essentialismus. Diese Angst ist jedoch unbegründet. Aus der Sicht der Tropen-Ontologie lassen sich sowohl die Exemplare als auch die Ähnlichkeitsdimensionen aus individuellen realen Qualitäten rekonstruieren. Wenn gewisse Tropen existieren, werden sie eventuell solche wunderbaren Exemplare konstituieren wie die Tropenkonfiguration mit dem Eigennamen Gertrude Stein und dabei eine Menge von Ähnlichkeitsklassen generieren, wovon einige Geschlechtsklassen sind, mit ihren teilweise überlappenden Subklassen.

Es dürfte klar geworden sein, daß man als Tropenrealistin nicht zwangsläufig eine Essentialistin sein muß. Die sehr interessante Frage nach der Unterscheidung zwischen essentiellen und akzidentellen Tropen innerhalb eines Tropenkomplexes ist jedoch keine primäre, sondern eine sekundäre Frage – und erforderte eine genaue Untersuchung, die hier nicht zu leisten ist. Ich denke jedoch, daß es für Menschen und viele andere Lebewesen essentiell ist, einige sexuelle Tropen als konstitutive Bestandteile zu haben. Aber es ist nicht essentiell, daß diese weiblich oder männlich sind. Weiblichkeitstropen und Männlichkeitstropen sind akzidentelle Ähnlichkeitsklassen.

Bleibt die Frage, ob die hier skizzierte ontologische Theorie sowie die dadurch ermöglichte Rekonstruktion der sexuellen Differenz der Intention von Beauvoirs *Le Deuxième Sexe* gerecht wird. Obwohl ich meine Überlegungen nicht aus einer Exegese des Beauvoirschen Werks gewonnen, sondern eine ihrer provozierenden Fragen als Ausgangspunkt für eine realistische Theorie des Geschlechts herangezogen habe, glaube ich doch, daß Beauvoirs Ansatz mit meiner Analyse zumindest verträglich ist. Wenn man nämlich davon ausgeht, daß Beauvoir in erster Linie eine phänomenologische Beschreibung (im Sinne Husserls

und Merleau-Pontys) intendiert hat, um die Bedeutungen des Begriffs »Frau« zu entfalten und dadurch die Kontingenzen dieser Bedeutungen aufzuzeigen, ist eine ontologische Rekonstruktion, die vom Prinzip der phänomenologischen Adäquatheit geleitet ist, durchaus kompatibel. Ich schließe mich insofern weitgehend der Interpretation von Sara Heinämaa an, die den phänomenologischen Ansatz in Beauvoirs Werk gegen feministische Sex/Gender-Interpretationen sowie gegen existentialistische Positionen im Sartreschen Sinn hervorgehoben hat.⁹ Natürlich ist eine phänomenologische Beschreibung, wie Beauvoir sie intendiert hat, noch keine ontologische Analyse, wie ich sie intendiert habe. Ich bin aber davon überzeugt, daß die Kategorie der Trope geeigneter ist als etwa die Kategorien der Substanz und universalen Attribute, um genau das ontologisch zu begründen, was Beauvoir mit ihrer Geschlechtsphänomenologie beabsichtigt hat, nämlich zu zeigen, daß es Frauen wirklich gibt, aber keine universelle und keine essentielle Weiblichkeit. Gleichwohl bestehen einige theoretische Differenzen. So ist Beauvoirs Konzeption von Immanenz und Transzendenz und deren theoretischer Einsatz in *Le Deuxième Sexe* für meine Theorie völlig unerheblich. Auch ihre Alteritätsthese teile ich nicht. Aber diese Differenzen erscheinen mir eher gering, weil sie bei weitem überwogen werden durch Ähnlichkeiten, die zum Weiterdenken anregen.

Anmerkungen

Dieser Text ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich an den Universitäten Bremen, Basel und der TU Berlin gehalten habe. Ich danke den Teilnehmerinnen und Teilnehmern für ihre anregenden Diskussionen und den anonymen Gutachterinnen dieser Zeitschrift für ihre konstruktive Kritik.

1 Es versteht sich von selbst, daß aus der Perspektive anderer Wissenschaften, etwa

der Geschichtswissenschaft, der Soziologie oder Biologie, jeweils unterschiedliche Anforderungen an die Beantwortung von Beauvoirs berühmter Frage zu stellen sind. Und auch die Philosophie selbst bietet verschiedene Möglichkeiten. So könnte man die Frage z.B. im Kontext der politischen Philosophie behandeln, wobei allerdings meistens ein schlichter empirischer Begriff von »Frau« und »Frauen« vorausgesetzt wird. Oder man könnte sie als Problem der Sprachphilosophie und Semantik diskutieren, wobei jedoch ontologische Fragen letztlich nicht zu eliminieren sind. Denn was macht schließlich unsere Sätze wahr, in denen Geschlechtsprädikate prominent vorkommen, wenn nicht etwas geschlechtlich Existierendes? Mein Anforderungskatalog ist somit als ein Vorschlag unter mehreren möglichen zu verstehen, allerdings ein Vorschlag, den ich für begründet halte, was im Fortgang der Argumentation deutlich werden dürfte.

- 2 Solche, in der Aristotelischen und scholastischen Ontologie beachteten Unterscheidungen (vgl. etwa Thomas von Aquin, *De ente et essentia*) scheinen in der gegenwärtigen feministischen Philosophie völlig verloren gegangen zu sein.
- 3 Vgl. Haslanger (1995), die verschiedene Typen sozialer Konstruktion kritisch diskutiert.
- 4 In Trettin (2000b) setze ich mich ausführlicher mit dem Konstruktivismus und Antirealismus in der feministischen Philosophie auseinander.
- 5 Mit den Stichworten »Individualität« und »Differenz« ist hier einerseits das philosophische »Individuationsproblem« gemeint (was muß vorausgesetzt werden, damit eine als allgemein angenommene Eigenschaft individuiert werden kann?), andererseits die in der feministischen Diskussion herausgearbeitete Differenzierung der Gender-Kategorie in Bezug auf andere Kategorien (Klasse, Rasse, sexuelle Präferenz, Alter etc.). Obwohl der Begriff der »Differenz« von vielen Feministinnen als Grundunterscheidung zwischen »Männlichem« und »Weiblichem« aufgefaßt wird und dadurch m.E. in oftmals schlechter Weise ontologisiert wird – vgl. hierzu meinen Kommentar zu Luce Irigaray in Trettin (1991) –, setzt der hier gemeinte Differenzbegriff innerhalb der logischen Klasse des Weiblichen an.
- 6 »Trope« ist etymologisch hergeleitet von

griechisch *tropos* = Art und Weise, Beschaffenheit. Der Begriff »Trobe« ist freilich viel verbreiteter als Terminus der Rhetorik und noch viel geläufiger, um bestimmte Klimazonen der Erde zu charakterisieren. Hier wird »Trobe« jedoch als ontologische Kategorie verstanden.

- 7 In Trettin (1999) habe ich einen Vorschlag gemacht, Kausalität tropentheoretisch zu erklären.
- 8 Mereologie (von griech. *meros* = Teil) ist die Lehre von den Teil-Ganzes-Beziehungen.
- 9 Vgl. Heinämaa (1997). Weitere Einsichten in dieser Hinsicht verdanke ich Gesprächen mit Sara Heinämaa im August 1998 in Boston.

Literatur

- Beauvoir, Simone de (1949): *Le deuxième sexe I: Les faits et les mythes*. Paris (*Das andere Geschlecht I: Fakten und Mythen*. Übersetzt v. Eva Rechel-Mertens. Hamburg 1951).
- Campbell, Keith (1990): *Abstract Particulars*. Oxford.
- Haslanger, Sally (1995): Ontology and social construction. *Philosophical Topics* 23: 95–125.
- Heinämaa, Sara (1997): What is a woman? Butler and Beauvoir on the foundations

of the sexual difference. *Hypatia* 12: 1: 20–39.

- Husserl, Edmund (1922; 1976): *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. I. Husserliana, Band III/1*. Den Haag.
- Stoljar, Natalie (1995): Essence, identity, and the concept of woman. *Philosophical Topics* 23: 261–293.
- Trettin, Käthe (1991): *Die Logik und das Schweigen*. Berlin
- Trettin, Käthe (1999): Tropes and causation. In: *Metaphysics in the Post-Metaphysical Age*. Ed. by Uwe Meixner and Peter Simons (Paper of the 22nd International Wittgenstein Symposium, Vol. 2), Kirchberg am Wechsel, 302–307.
- Trettin, Käthe (2000a): Tropes and things. In: *Events, Facts and Things*. Ed. by Max Urchs, Uwe Scheffler und Jan Faye. Amsterdam/Atlanta, 279–303.
- Trettin, Käthe (2000b): Neuer Ärger mit dem Geschlecht: Kritische Bemerkungen zum Konstruktivismus und Antirealismus in der feministischen Philosophie: in: *Verhandlungen des Geschlechts*. Hrsg. v. Silva Stoller u. Eva Waniek, Wien.
- Williams, Donald C. (1953): On the elements of being. *Review of Metaphysics* 7: 3–18; 171–192 (Reprinted in D.C. Williams: *Principles of Empirical Realism*. Springfield, Illinois 1966).
- Witt, Charlotte (1995): Anti-essentialism in feminist theory. *Philosophical Topics* 23: 321–344.